

Die deutsche Nation ist vermöge ihrer Tugenden, der hohen individuellen Eigenschaften ihrer Söhne prädestiniert, einem solchen Unternehmen von vornherein Erfolg zu sichern, darum säume sie nicht länger und schreite zur That, ehe es Abend wird. Vorwärts drum! Auf mit dem Rufe ihres alten, ewigen großen Kanzlers: „Der Deutsche fürchtet Gott, sonst nichts auf dieser Welt!“



## Wie mein „Quickborn“ entstand.<sup>1)</sup>

Von

Klaus Groth.

Wir lebten in meiner holsteinischen Heimat auf einem historisch merkwürdigen Boden. Fast von jedem Punkte aus, wo wir unsern Dorf gruben, unser Heu ernteten, unsre Kühe weideten, konnten wir das ganze Gebiet übersehen, wo unsre Vorfahren, die Groths, die Kleens — meine Großmutter war scherzhafterweise eine geborene Kleen —, die Witten, die Boies, deren Namen alle wir führten oder kannten, sich mit den Dänen und Holsten geschlagen, gesiegt hatten oder gefallen waren, die Helden der letzten deutschen Republik, „de olen Dymarjchers“. Dort lag südlich, im wechselnden Lichte der Tags- und Jahreszeiten fast immer sichtbar, die altersgraue Kirche von Meldorf, mit der Windmühle zur Seite. Von dort war der Dänenkönig Hans im Februar 1500 mit seinem Heer heruntermarschirt, Junker Elenz mit der schwarzen Garde voran. Dort etwas rechts auf der nächsten Sanddüne der kleine Turm der Hemmingstieder Kirche, wo bei der Dufenddüwelswerfte Wulf Nebraud mit einigen Hundert, Felsche Kumpen mit der Fahne dabei, die Tausende erwartete. Zwischen beiden Kirchen schlängelte sich der schmale Weg durchs Schweinemoor, den der König passieren mußte. Da tönten die verabredeten Kanonenschüsse — man hörte sie im Geiste noch damals als Kind, etwa wie man mitunter Kanonen von Cuxhaven her übers stille Meer hörte —, und auf rissen die Wördener die Schleusen, und herein brachen die Fluten — wir kannten es, wie sie brechen —, und hier, wo wir standen, bis soweit das Auge reicht, war es ein See und Morast. Da lehrte sich das Kriegsgeschrei der Garde um, und die Dymarjcher riefen: „Wahr di, Garr, de Bur de kumt!“ Und der Wolf Nebraud und der Lauge Keimer von

<sup>1)</sup> Der Verfasser hat die hier mitgetheilten Lebenserinnerungen als Antwort auf obige Frage vor etwa zehn Jahren für einen auswärtigen Freund niedergeschrieben.

Wiernerstedt stürzten voran mit ihren Springstöcken, stachen die Pferde, bis sie die Reiter in den Morast warfen, bis sie auch das nicht mehr für nötig hielten und den eignen Schlachtruf siegesgewiß umkehrten: „Schont de Per, de ridt wi noch, un stekt de Kerls!“ Dorthier hatte man auch in der Winternacht (1525) den Märtyrer Heinrich v. Zütphen in unmenslicher Verblendung, an den Schweif eines Pferdes gebunden, geschleppt, dicht an den Fenstern meines Vaterhauses vorbei, um ihn nördlich von Heide zu verbrennen. Als man ihm 1825 ein Denkmal errichtete, stand ich als kleiner sechsjähriger Sänger mit dabei.

Alle diese Thatjachen kannte mein Großvater außs genaueste. Er las jeden Winter einmal die Chroniken Ditmarschens von Volten und Biethen durch; die plattdeutsche von Neocorus, herausgegeben von Dahlmann, kam erst später in Druck. Märchen und Sagen sind, wenigstens im Norden, ein mehr frauenhaftes Element. Mein Vater hatte sogar eine entschiedene Abneigung dagegen; ihm war der Aberglaube auch in poetischer Form durchaus zuwider. Beim Großvater war noch ein Hauch der ahnungsreichen Vergangenheit mitunter zu spüren, der rationalistische Vater hatte dies Element ganz abgetreift. Ich bekam meinen Teil Märchenlust aber vollständig, noch ganz ohne Buch, von Mund zu Mund und in der heimischen Volkssprache vollauf. Kaum weiß ich mehr, wer mir erzählt hat, denn ich war bald selbst ein so gesuchter Märchenerzähler, daß ich, noch als kleiner Bube, oft mit lautem Zuruf von meinen Kameraden begrüßt wurde, wenn ich aus unserm Hause auf dem großen grünen Grasplatz, dem Lüttenheid, erschien und gebeten wurde, zu erzählen. Da saßen wir denn am Raine der trocknen Gräben, und ich erzählte, bis die Stimmen der Eltern uns heimriefen, oft Abend für Abend in warmer Sommerzeit, wo sonstige Spiele aufhörten, und wenn mein Vorrat traditioneller Geschichten zu Ende ging, so kombinierte ich aus alten neue Erzählungen, oder sonst Gehörtes und Gelesenes mußte aushelfen. So erinnere ich mich deutlich, die Geschichte vom Dulder Odysseus in mehrtägigen Fortsetzungen zu großer Befriedigung meiner jungen Zuhörer vorgetragen zu haben. Von Homer (Homer sagte der Alte), von Alexander dem Großen, Cäsar und Napoleon wußte übrigens auch der Großvater zu berichten. In der Franzosen- und Russenzeit war in seinem Hause eine Art Klub gehalten worden. Er hatte die neuesten Zeitungen vorgelesen und, um sich zu orientieren, die nötigen Karten angeschafft, wovon ich später noch ganze Rollen auf dem großen Kleiderschrank vorfand. Ich hörte bei Gelegenheit, daß Vater und Großvater eine ungewöhnliche geographische Kenntniß fremder Länder besaßen. Die Ausdrücke „nach oben“ und „nach unten“ statt Nord und Süd blieben mir lange räthselhaft. Wald sing ich aber auch an, in der vierbändigen ichweinslederernen Geographie von Hübner selbst zu blättern und zu lesen.

Von meinem Großvater lernte ich so früh lesen, schreiben und rechnen, daß ich mich nicht ohne diese Fertigkeiten denken kann, daß Bücher, Rechen- und Zeichentafel meine ältesten Begleiter gewesen und Lernfreude, Lese lust und eine wahre Rechenwut durch die ganze Jugendzeit meine Seele erfüllt haben. In

den Klassen unserer Bürgerschule war ich oder wurde ich immer bald Primus, und wenn der Unterricht mir nichts Neues mehr bot, übernahm der Lehrer es, daß ich die ganzen Tage rechnete, ja abends trieb mich der Vater zu Bett, sonst saß ich nach der Schulzeit, die durch Privatunterricht Winters bis sieben währte und täglich neun Stunden dauerte, noch bis in die Nacht bei der Buchstabenrechnung, Algebra, Geometrie, Trigonometrie. Das geschah jahrelang Tag für Tag. Ich besitze noch Quartanten, von meiner Knabenhand mit Zahlen und Zeichen gefüllt. Später habe ich dazu auf eigne Hand auch noch die höhere Analysis betrieben. Viele meiner Gedichte sind auf Papier von sehr großem Format geschrieben, das ich vorher in Bleistift mit Formeln aus der Differential- und Integralrechnung bedeckt hatte. Was ich dabei, außer der eignen inneren tiefen Befriedigung, mag gewonnen haben: jedenfalls lernte ich selbständig arbeiten, unabhängig von Lehrern, still für mich nach Büchern. Denn in der Mathematik war ich längst aller Lehre entwachsen.

Mit fünfzehn Jahren wurde ich Schreiber auf einem Beamtenbureau, nur einige Schritte vom Elternhause entfernt. Hier hatte ich eigentlich gar nichts zu thun, sondern arbeitete ganz für mich. Ich sah bald die Lücken meines Wissens und Könnens und suchte sie auf alle Weise auszufüllen. Ein alter Lehrer ging mir ein wenig mit Rat zu Hilfe, bei ihm schrieb ich allerlei Aufsätze, bald auch auf eigne Hand, denn ich hatte von Franklin gelesen und bildete Stil und Sprache nach seiner Methode. Ich schrieb wahrhafte Berge von Papier voll. Die Mathematik blieb liegen, da ich für die höheren Zweige keine Methode zum Selbstlernen, keine geeigneten Bücher finden konnte. Wo ich bei einem Lehrer oder Geometer Hilfe suchte, fand ich immer, daß die Herren nicht mehr kannten als ich. Ich habe große Fußstouren dazu umsonst unternommen.

Meine Schreibereien führten mich fast notwendig auf grammatische und sprachliche Studien. Heyse, Becker, Herling, Schmitthener, Grimm nahmen im Lauf der Jahre einen weiten Raum meines Interesses ein. Philosophische Studien schlossen sich bald an. Keiner unsrer Großen ist von mir ungelesen geblieben. Damals freilich begnügte ich mich mit den Gebieten, die der Grammatik und Synonymik nahe liegen: Psychologie und etwa Logik. Von fremden Sprachen lernte ich zunächst unter freundlicher Hilfe eines jüngeren Lehrers Dänisch. Dann habe ich später nur noch fürs Latein und fürs Englisch etwas mündliche Anleitung gehabt. Sonst habe ich mich in fast sämtliche europäische Sprachen (die slavischen ausgenommen) hineingelesen und ihre Hauptwerke im Original studiert, selbst die isländischen Sagas und die Edda. Anfänglich beschränkte sich meine Lektüre als Schreiber natürlich auf deutsche Klassiker und Uebersetzungen. Shakespeare las ich in der Wendischeschen Prosa-Uebersetzung. Goethe zog mich bald vor allen an. Gegen Jean Paul hatte ich eine starke Abneigung. Nebenbei las ich ein Konversationslexikon durch, teils aus Neugier, teils um mich zu orientieren, denn das war beim Mangel aller Führung das Schwierigste für einen Menschen von fünfzehn bis neunzehn Jahren. Musik lernte ich nebenbei auch ganz allein, wozu ich mir ein altes Klavier, das ich auf

einem Hausboden der Nachbarschaft fand, selbst reparierte, bezog, stimmte. Meine Freunde wie Brahmä, Joachim und Stockhausen werden mir bezeugen, daß ich über die Elemente hinausgetommen bin.

Daß für diese Dinge der gewöhnliche Tag nicht ausreichte, ist klar. Ich ließ mich schon damals mittels eines Zugbandes am Arm jeden Morgen wecken, im Sommer um drei bis vier Uhr, viele Jahre hindurch. Auch die meisten Lieder des ersten Quickborn sind geschrieben, wenn andre Leute noch im Bette lagen. Schon dem halben Knaben erschien der Kranz, mit dem man den Dichter schmückt, als das Erringenswertheste. Aber meine Verse aus damaliger Zeit erschienen mir so sehr nur als Mittelgut, daß ich mir es heilig zuschwor, nie einen Vers zu machen, bis mich innerer Drang gewaltsam dazu triebe, und vorher alles daran zu setzen, etwas Tüchtiges zu lernen.

Diesen Schwur habe ich gehalten. Erst zehn Jahre später machte ich die ersten Gedichte, die auch gedruckt worden sind. Keiner meiner Freunde ahnte, wo hinaus ich mit meinen Studien strebte. Als mein Quickborn erschienen war, schrieb mir der Bischof Koopmann, mit dem ich viele halbe Nächte zusammen lateinische Dichter und Philosophen gelesen, da er Prediger in Heide war und ich Lehrer: das hätte er am wenigsten von mir vermutet.

Von meinem neunzehnten bis zweiundzwanzigsten Jahr, auf dem Schullehrerseminar in Londern, wurde das Selbststudium nur noch eifriger und freier fortgesetzt. Von den Lehrern lernte ich nur kurze Zeit etwas, aber es gab mehrere Primaner von Gymnasien, mit denen ich Latein, Französisch und Schwedisch las und Herlings deutsche Syntax studierte. Auch lebte ich hier ein wenig Jugendlieben, wenig! Möglich, daß ich von einem der Schüler den Anstoß zu den beschreibenden Naturwissenschaften bekam. Nach meinem Abgange wieder in die Heimat an eine obere Mädchenschule zurückberufen, fing ich an, Pflanzen und Tiere zu untersuchen. Ich kenne so ziemlich unsere Flora und Fauna, auch auf eigne Hand. Und diese Kunde ist mir insofern besonders wichtig geworden, als sie meine Jugendeindrücke auf Flur und Feld, in Wald und Wiese erneute und ergänzte. Erst jetzt lernte ich, was für einen Schatz ich mir bei den Feldarbeiten Sommers erworben, wo ich mich oft schmerzlich nach der Schule und meinen Büchern sehnte.

Angefüllt so von allerlei Wissen und Können, kam mir in den vierziger Jahren zum Bewußtsein, welch ein poetischer Schatz im Plattdeutschen stecke, ungehoben bis dahin, ja bedroht zum Unheil für die Heimat und die große deutsche Litteratur durch Unwissenheit und verflachenden Liberalismus. Angeregt mag der Gedanke sein durch Hebel, den ich eben erst mit Begeisterung recht genossen hatte, sowie durch Firmenichs „Völkerstimmen“, das heißt hier im Widerspruch gegen die plattdeutschen Proben, die, unpoetisch wie ungrammatisch, mich anwiderten. Man behält so etwas selten genau. Aber ich weiß deutlich, daß ich einem studierenden jungen Freunde einmal davon erzählte und von meinen Plänen entwickelt haben muß, etwa 1842. Ich höre noch sein begeistertes Wort: „Das mache!“

Der Quickborn ist natürlich nicht als Buch erdacht und geschrieben, etwa wie „Ut de Franzosentid“; er ist eine Sammlung von Gedichten, allmählich entstanden im Laufe von Jahren, endlich zusammengestellt und auf gewisse Art abgerundet. Meine vorbereitenden Studien haben nur dadurch ihren Wert, daß sie mir die Bahn reinigten und das Ziel sicher fassen lehrten. Denn warum waren meine Vorgänger falsch gegangen und ohne Wirkung vergessen? Was ich nicht machen mußte, mußte ich vor allen Dingen wissen. Ob dann noch ein Weg übrig blieb, das mußte sich finden. Gesucht werden mußten all die verschiedenen Töne, die ich, der erste, in plattdeutscher Sprache ange schlagen habe; ob dichterische Kraft vorhanden war, frisch und frei in ihnen zu jingen, das ist eine vom Wissen und Studium ganz unabhängige Sache. Gebrauchte waren diese Töne nie; Rhythmus, Reim, Wort- und Taktregister, Bilder lagen nicht gedruckt vor, wie in hochdeutscher Poesie. Sie mußten alle mündlich er-  
 hört, dem Volke, alten Reimen abgelaußt werden. Aus dem lebendigen Volksmunde hörte ich, außer Reimen, Sagen und Märchen, im täglichen ununter-  
 brochenen Verkehr mit dem Volk hinreichend und in einer Mannigfaltigkeit der Töne, die nur ein günstiger Zufall einem Hörenden bereitet. Ganz Ditmarschen sprach damals noch plattdeutsch, im eigentlichen Verkehr nur plattdeutsch. Reiche Bauern, die man anderwärts wohl Gutsbesitzer genannt haben würde, studierte darunter, Schriftsteller wie Vollmacht Mohr, Deputierte der Landesverwaltung, Vollmächte nicht bloß, auch Beamte bis zum Landvogt hinauf sprachen, als nach dem Ditmarscher Indigenatrecht Eingeborene, mit Bequemlichkeit und Behagen die heimische Mundart. Dazu kam, daß bei der Freizügigkeit der alten Republik verwandte Stämme und Klänge sich einfanden und zum Vergleich schon den Knaben herausforderten. In den nächsten Häusern der Nachbarschaft hörte ich Hannoveraner, Lauenburger, Hamburger, Pommeraner, Mecklenburger im täglichen Umgang täglich verschiedenes Plattdeutsch sprechen, bei dem lebhaften Markt-  
 verkehr des Hauptortes, wo seit Jahrhunderten wöchentlich ein großer Sonn-  
 abendsmarkt abgehalten wurde, außerdem noch andre Töne aus Süd und Nord, die sich nach und nach zum Vergleich mit dem verhältnismäßig reinen Dit-  
 marsch einprägten, indem sie zunächst die Spottlust des Knaben herausgefordert hatten.

Das Wort eines gelehrten pastörliehen Freundes, daß ich, ähnlich wohl wie er, ein Buchgelehrter geworden und dem Leben und seiner Sprache entfremdet sei, war gänzlich unwahr. Als meine drei Brüder mit mir heranwachsen, war am Vaterische ein lebhafter und humoristischer Verkehr. Es ging nicht leicht ein Mittag ohne Gelächter hin. Denn alle verstanden zu beobachten und zu erzählen, besonders der ältere, „min Jehann“. Mein Vater hatte eine Wind-  
 mühle gekauft, das Geschäft ging lebhaft und brachte Verkehr mit allen Menschen-  
 klassen übers ganze Land Ditmarschen und weiter hinaus. Was für scherzhafte  
 Geschichten wurden da erzählt! Jedes Original beschrieben, nachgemacht, tari-  
 firt! Was ich nicht selbst sah und hörte, das vernahm ich hier aus ebenso  
 sicherer Quelle, oft schon zubereitet fast zum Niederschreiben. Daß ich, ehe ich

es niederschrieb, dafür erst die Formen gesucht und gefunden oder erfunden, das ist in aller Kunst die notwendige Vorarbeit. Wenn mir jemand diese Vorarbeit vortweg genommen, so hätte ich weniger Zeit und Kraft gebraucht. Wer da glaubt, daß ein Dichter sich nur so hinsetzt und loschreibt, der kennt nicht die Vorarbeiten Bürgers für den Ton der Ballade, zum Beispiel der „Lenore“, die rhytmischen Studien Klopstocks und Voßens für Epos und Idyll, die ganze gewaltige Arbeit deutscher Dichter vor Goethe, der da sagen konnte, als durch Lessings Laokoon der Weg gewiesen war: „Wir fühlten uns von allem Uebel erlöst.“

Seiner Arbeit darf man sich ja rühmen, nach Lessing. 1847 ging ich wegen geschwächter Gesundheit nach der Insel Fehmarn und gab mein Amt auf. Dort habe ich fünf Jahre gearbeitet, um das Hauptwerk meines Lebens zu vollenden, dessen Mal und Ziel mir nach und nach deutlicher wurde. Ich setzte meine ganze Kraft daran und die Ersparnisse arbeitsreicher Jahre vorher. Das habe ich für mein Ideal gethan. Als ich fertig war und das Manuscript meines ersten Bandes Quickborn an Gervinus schickte, da war Kraft und Geld alle. Es ist nicht zu verwundern, daß mir seine rasche Antwort aus den Händen fiel und stundenlang vor mir am Fußboden lag, bis ein Freund erschien und sie aufhob. Ich hatte in dem Brief des strengen Kritikers nur gelesen: „Ihr Buch wird sein wie die Dase in der Wüste . . .“ Dann legte ich mich müde zu Bett und lag ein halbes Jahr.

\*

Mein Lieblingsbruder, dem im „Quickborn“ unter anderm das Gedicht „Min Jehann“ gewidmet ist, holte mich im Frühling 1853 ab von Fehmarn, wo ich mich von meiner geistigen Ueberanstrengung erholen sollte, um mich mit nach Hause zu nehmen, denn allein zu reisen war ich zu schwach. Natürlich war ich sehr begierig, zu erfahren, wie meine Familie, zumal mein Vater, den eben erschienenen „Quickborn“ aufgenommen hatte. Johann also erzählte mir, er selbst habe das Buch allerdings mit Interesse durchgelesen, dann aber gegen den Vater zweifelnd geäußert: „Also das ist es? Darauf hat er die vielen Jahre gearbeitet? Das ist ja gar nicht wie sonst solche Bücher, das sind ja ganz gewöhnliche Menschen, lauter Leute wie wir!“ Der Vater aber habe gesagt: „Ich glaube doch, daß es etwas Besonderes ist, im übrigen: das wird Klaus wohl wissen, der ist klüger als wir beide.“ Allerdings, was ich wußte und wollte, war eben gerade, heimische Leute zu zeichnen, so daß sie an sich selbst glauben konnten, und insofern war mir die plattdeutsche Sprache nur ein Mittel. Denn bei aller Hochachtung vor unsern hochdeutschen Klassikern war mir das doch klar, daß ihre Ideale meist weit über unsrer Sphäre lagen. Selbst in Goethes „Hermann und Dorothea“ hat der „Kleine Mann“, haben Lüttlied keinen Raum. Man mußte tiefer hinunter langen ins Volk, wenn man ihm sich selbst erklären wollte, mußte es thun, ohne es ins Possenhafte zu ziehen, ohne sich über dasselbe lustig zu machen. Daß mir dies gelungen, davon erlebte ich bald rührende Beweise.

Eine spätere Freundin schrieb mir fast in jedem Briefe: „Sie haben uns unsre Heimat, unser stilles Dasein, unsre einförmige Marsch, unsern Garten und Hühnerhof lieb und teuer gemacht.“ Und eine hochgebildete Dame aus vornehmen Kreisen sagte mir: „Ich hatte keine rechte Achtung vor unserm Volke, das mir plump und ungraziös erschien; Sie haben mir es wert und teuer gemacht.“ Bald erschienen von allen Seiten Rezensionen — voran an innerem Wert und an Einfluß die von Professor Karl Müllenhoff —, die auch dem zaghaften Bruder den Zweifel raubten und des Vaters Vertrauen rechtfertigten. Die erste Besprechung, die in mein Vaterhaus drang, war von einer Autorität in Dittmarschen, dem gelehrten Rektor unsers einzigen Gymnasiums dort, in Meldorf, Doktor, später Professor Kolster. Mein Bruder erzählte mit Nüchternheit davon, und mich rührt noch in der Erinnerung seine Erzählung, besonders meines Vaters wegen.

Es war an einem Sonntagmorgen. Die Familie saß um den Kaffeetisch, da erschien der „Dittmarscher Bote“, die heimische Zeitung, mit der eingehenden, liebevollen Besprechung des Lebenswerkes seines Ältesten. Er las den Bericht laut vor, mit ernster, wohl mitunter vor Freude zitternder Stimme. Johann erzählte nicht, daß er irgend etwas selbst geäußert. Aber gegenwärtig war ein Schul- und Spielkamerad von mir, auch ein Johann. Wir hatten von Kindesbeinen an viel Freud' und Leid miteinander geteilt, zusammen unsre Drachen fliegen lassen, zusammen unsre Läufer-(Marmel-)Schätze gehabt, uns erzürnt und wieder vertragen. Dann hatte uns das Schicksal getrennt. Er wurde Handwerker, genoß als junger, schöner Mann wohl etwas rajch das Leben, wurde früh ernst, lebensklug, heiratete in diesem Sinn, sparte, ernährte seinen alten Vater. Aber die Poesie des Daseins war bei ihm verwelkt. Der hörte es an, wie mein Vater die Proben aus dem Quickborn, die Dr. Kolster rühmend anführte, vorlas, unter ihnen das Gedicht: „It wull, wi weern noch kleen, Jehann, do weer de Welt so grot“. Er bezog es, wohl nicht völlig mit Unrecht, in seinem Sinn direkt auf sich. Das ertrug er nicht. Totenbleich stürzte er aus dem Zimmer, mein Bruder ihm nach, und beim Abschiede weinte er und eilte von dannen. Seine wenigen charakteristischen Aeußerungen habe ich leider nicht behalten.

Bei dieser Gelegenheit sei noch kurz eine Anekdote erzählt, die mir mein Vater später, als ich ihn kurz nach meiner Verheiratung mit meiner Frau besuchte — denn er erlebte noch dies für mich entscheidende Ereignis, wie auch meine Ernennung in Vonn zum Ehrendoktor —, nicht ohne Stolz auf seinen Sohn, mittheilte. Für seinen Vater darf man sich ja mitfreuen, ohne Gefahr, als eitel zu erscheinen. Nach dem Abgange meines wohlwollenden Freundes von meiner Lehrerzeit her, des früheren Landvogts Boyßen — er war Mitglied der Schleswig-holsteinischen provisorischen Regierung zur Zeit unsrer Erhebung gegen die Dänen 1848—1850, wurde, nach der Niederwerfung des Aufstandes, zur Zeit der Reaktion abgesetzt und des Landes verwiesen, später Bürgermeister von Hildesheim —, trat ein Landvogt Hansen aus Meldorf an seine Stelle. Dieser kam

fast wöchentlich zu meinem Vater auf die Mühle, um mit ihm eine Weile zu plaudern und sich nebenbei über Gemeinde- und Ortsfachen zu unterrichten. Denn der Alte hatte Einsicht und Urtheil, und durch vieljährige Verwaltung von diesem oder jenem Ehrenamt in der Gemeinde (dem Eggen, wie es hieß), namentlich als Strom- und Dammrichter, das heißt Wasserlauf- und Wegeaufseher, Erfahrung mancherlei Art, die der neue Landvogt nutzte. „Bei einem solchen Besuche,“ erzählte mir der Vater, „fragte mich der Landvogt: Ich habe ein Buch, Herr Groth, das heißt Quickborn; ich bin sonst eigentlich kein Freund des Plattdeutschen“ (wie bezeichnend für die damalige Stellung der Gebildeten zur verachteten Mundart; man denke, daß so der erste Beamte des Ländchens sprach, in welchem er außer mit Beamten nur mit plattdeutsch Redenden verkehrte, in einem Ländchen, dessen Hauptchronist, Neocorus, die Geschichte des berühmten letzten deutschen Freistaates plattdeutsch geschrieben hatte; bezeichnend für das Wagnis, die verachtete Mundart wieder zu Ehren zu bringen!), „aber meine Freunde, namentlich Dr. Kolster, haben mich gezwungen, das Buch zu lesen. Nun kommt es aber auch gar nicht mehr von meinem Tische. Es ist von einem Manne Ihres Namens. Ist er verwandt mit Ihnen?“ Da sagte ich ihm: ‚Dat is min Söhn.‘ ‚Mein Gott,‘ rief der Landvogt, ‚das ahnte ich ja nicht! Wie kommt der dabei?“ — „Dat weet ik nich,“ sagte der Alte lächelnd, „von mi hett he’t nich.“

\*

Ich will nur noch eine erheiternde Episode aus jener trüben Zeit erzählen. Ein alter Schullehrer — Hans Wildenstein ist sein Name — hatte mich besonders lieb gewonnen, lange vorher, ehe er mich als Dichter kennen lernte. Er war ein höchst einfacher, redlicher Mann, Autodidakt, von geringem Wissen, aber tiefen Gemüths und fähig des Respekts vor einem höher Begabten und Strebenden. Er besuchte mich fast jeden Sonntag, wenn er in Landkirchen zur Kirche ging. Als nun mein Quickborn erschienen war, schenkte ich ihm ein Exemplar, das ihn gewiß höchlich überraschte. Er las daraus seinen Bauern vor, zu denen auch ein Bekannter von mir gehörte, ein behäbiger Mann, Namens Nikolaus Witt. Dieser wohlbeleibte Nikolaus Witt wußte sich beim Vorlesen vor Entzücken nicht zu fassen. So etwas hatte er natürlich nie gehört, das verstand er auf ganz andre Art als sonst Lesen und Reden. Um seiner Freude nun Ausdruck zu geben, rief er immerfort in die Vorlesung hinein: „Dat hett he jülbn maht! Dat hett he ni affschreiben!“ Bis er einmal auf ein Fremdwort stieß und meinen Hans unterbrach: „Hol puß! Dat is hochdütsch!“ So also schlug es auch dort ein.

Ein Freund fuhr mich mit meinem Bruder an den Sund. Von dort gingen wir zu Fuß, da mich das Fahren nervös machte. Auf der Hälfte des Weges nach Kiel, in Lütjensburg, waren aber meine Kräfte zu Ende, und ich blieb dort unter der Pflege Johannis im Hotel Monate liegen. Erst im Juli oder August gelangte ich bis Kiel. Inzwischen war die erste Auflage meines Quickborn ver-

griffen, ich mußte im Bette die Korrektur der zweiten besorgen. Von allen Seiten wurde mir aber mein Krankenlager durch Liebe und Anerkennung erträglich gemacht. Professor Müllenhoff besuchte mich persönlich und versprach Hilfe für eine dritte Auflage in Bezug auf Orthographie und Glossar, welches beides bis dahin, wenn auch in den Grundsätzen festgelegt, doch nur aus dem Kopfen gearbeitet war. Briefe und Drucksachen trafen in Menge ein, darunter auch eine Sendung, die Verhandlungen des letzten niederländischen Sprachkongresses, und ein Brief, worin ich gebeten wurde, meine Schreibweise der holländischen anzuschließen. Dies war also die erste Berührung mit den Niederländern, die für mich später so reich und fruchtbar werden sollte. Auch will ich hier einen Vorfall kurz erzählen, der sich später oft, wenn auch in ganz verschiedener Form, wiederholt und mich immer tief gerührt hat: es war eine Ovation für den Dichter von Kindern, sicher spontan und selbst dargebracht, wie die Umstände es zeigten. Als ich mich so weit erholt hatte, daß ich ins Freie gehen konnte, pflegten mein Bruder und ich einige Gärten zu passieren, in denen ein paar Lindenlauben am Fußpfade standen. Dort spielten um unsre Spazierstunde kleine Mädchen von etwa sechs bis zehn oder zwölf Jahren. Ich hatte mich bei meiner Schwäche, der ich sonst immer Kinder anrede, necke und kajo liere, nicht um sie gekümmert. Eines Tages aber sah ich, daß sie uns erwarteten, sich, etwa ein Duzend an der Zahl, aufstellten, und eine der größeren rief: „Nu man to!“ und als wir vorübergingen, sangen sie. Auch darauf achtete ich nicht, es ist ja oft Kinderweise, aber Johann eilte verlegen lachend vorüber und sagte mir: „Hörst du gar nicht, was sie singen?“ Da hörte ich denn deutlich mein eignes Lied: „Zehann, ik mutt fort!“ Ich wandte mich um und nickte gerührt dankend den Kleinen zu, welche lachend und verschämt lauter fortsangen. Bei der Lektüre von Silvio Pellicos „Le mie prigioni“ hatte mich die Stelle lebhaft getroffen, wie er erzählt, daß bei der Heimfahrt aus dem Gefängnisse sein Kutscher den Hut vor ihm abgenommen, da er hörte, daß er den Dichter der „Francesca da Rimini“ fahre. Damals dachte ich mit Silvio Pellico, ein solcher Vorgang müsse für alle Leiden entschädigen, ich selbst dachte jetzt für mich selbst etwas Aehnliches. Freilich, Gesundheit gewährt es nicht!

In Kiel hatten Freunde mir einen freundlichen Empfang bereitet; ich fand eine vollständige Hauseinrichtung für einen Junggesellen vor, Bett und Waschtisch, Eßgeschirr, Schrank und Kommode, gefüllt mit Wäsche, mit Tuch zur Kleidung, Zigarren, Tintenfaß, Reiseecessaire, sogar ein „Quickborn“ fand sich vor in Form einer Wasserkaraffe mit silberner Einfassung und der bezeichnenden Inschrift. So gut dies gemeint, so zart es eingerichtet war, so will ich nicht leugnen, daß meine Empfindungen beim Anblick der vielen Geschenke etwas gemischt waren; ich fühlte mich etwas gedrückt und gedemüthigt dabei. Ich hatte bis dahin niemand etwas zu danken als dem lieben Gott und meinem Vater, sonst hatte ich mir alles erobert und errungen, ganz allein, durch Aufopferung meiner Jugend und meiner Kraft: zum erstenmal empfand ich etwas von Abhängigkeit und merkte freilich dabei auch, einer wie stolzen und vornehmen Masse

die Groths aus Ditmarschen angehörten. Doch, es war nichts dagegen zu thun, es war gut gemeint, und ich sagte ohne Widerstreben meinen Dank. Aber ich sprach diese Gefühle umgekehrt aus, als mir sehr bald die dänische Regierung eine Unterstützung anbot. Ich sagte dem Herrn Regierungsrat Kraus, der mir in freundlichster Weise den Antrag überbrachte, die Regierung setze wahrscheinlich voraus, ich sei ein armer Denwel, das sei ich aber gar nicht, ich sei ein unabhängiger Mann, habe niemand etwas zu danken als meinem Vater und mir selbst; es würde mich demüthigen, einige hundert Thaler aus Gnade zu empfangen und dafür abhängig zu werden. Nur durch Zureden des liebenswürdigen Herrn, der mich versicherte, die Regierung wolle mich dadurch ehren, sie wolle ausreichend für meine Bedürfnisse sorgen, bis ich nach hergestellter Gesundheit ein Amt übernehmen oder sonst selbst für mich arbeiten könne, auf die Summe läme es nicht an, er wolle mir gleich fürs nächste Halbjahr tausend Mark oder mehr anweisen, und auf Rat von Müllenhoff nahm ich die Offerte an. Ich war nicht der erste deutsche Dichter, den die dänische oder vielmehr die schleswig-holsteinische Regierung in Kopenhagen freigiebig unterstützte. Was zur Zeit Klopstocks Graf Bernstorff, das that für mich besonders der Minister Graf Reventlow-Criminal. Er bot mir sogar später bei einem persönlichen Besuche in Kiel an, mich, wie die Aerzte für meine Genesung wünschten, auf ein oder zwei Jahre, wenn nötig mit einem Diener oder einem Begleiter, nach Italien zu senden. Dies lehnte ich dankend ab mit dem Bemerken, es wäre zu viel für meine Leistung; auch fürchte ich, daß ich mich verwöhnen möge und zugleich in der Sorge um eine unsichere, schlechtere Zukunft nicht zum Genuß und zur Ruhe kommen würde; wenn vielleicht die Einnahmen von meinem Buche, wovon ich damals leben konnte, sich verminderten und ich nicht die Kraft gewänne, mehr zu produzieren. Er suchte mich darüber zu beruhigen: wenn ich zurückläme, würde man mir eine Anstellung, etwa an einem Gymnasium geben, wo ich nur nominell einige Stunden in der Woche zu unterrichten brauche. Dies schlug ich vollständig aus, denn aus Kiel, sagte ich ihm, ginge ich nicht wieder; wenn man mich nicht an der Universität anstellen könne, wolle ich sehen, wie ich ohne Amt durchläme.

Als Begleiter bot sich mir im Sommer des Jahres — die Unterredung mit Reventlow fand im Winter 1854 statt — ein begeisterter junger Verehrer des Quackborn in hingebendster Liebenswürdigkeit an — ich weiß nicht, ob mit oder ohne Anregung von außen. Er war von Oldenburg persönlich deswegen nach Kiel gekommen und gewann mein Herz für immer. Es ist der frühere Besitzer eines Erziehungsinstituts, Herr August Andresen in London, jetzt Rentner daselbst. Auch von ihm ließ ich mich nicht bereden. Seine thätige, aufopfernde Liebe für mich hat später sich noch oft bewährt und gezeigt, daß sein Anerbieten ohne alle Selbstsucht nur für mich gemeint war. Ich habe freilich recht gehabt. Dem edeln Grafen Reventlow wie meinem treuen Freunde Andresen sei hier mein Dank abgestattet.

In Kiel begann für mich eine ganz neue Existenz. Bis dahin hatte ich

das Leben nur gekannt als eine fortgesetzte Arbeit, den Genuß nur als Raub und Diebstahl, den ich sogleich zu erzeuhen hatte durch neue, größere Anstrengung. Diese Art zu existieren hatte sich immerfort gesteigert, und nur eine unglaubliche Naturkraft und Elasticität hat es möglich gemacht, daß ich mich nicht, wie Klaus Harms fürchtete, thatsächlich tot gearbeitet habe. Noch Jahre später hat mein Freund Harz, mit dem ich in Fehmarn mathematische Analyse betrieb, mir versichert: „Ich schüttle mich wie im Fieber, wenn ich an unsre Art zu arbeiten gedenke.“ Und das war doch nur Erholung für mich. Es hauchte mich an wie Stille nach dem Sturm, als ich in Kiel mit einer ganzen Anzahl von Professoren und Doktoren verkehrte, immer in wissenschaftlicher Atmosphäre ohne gewaltthame Anstrengung. Ich schwamm wie ein Fisch, der zum erstenmal in sein Wasser kommt, und mein Herz ist noch dankerfüllt gegen jeden ohne Ausnahme in der Gelehrtenrepublik meiner neuen Heimatstadt Kiel. Trotzdem hatte das neue Leben seine Unbequemlichkeiten und Gefahren, denen ich vielleicht nur entgangen bin, weil ich zu schwach war, an eiteln Ehren Genuß zu finden, und nicht jung genug, sie nicht zu erkennen. Mir war es wohl bewußt, daß es kein zweifelloses Glück ist, sich über seine Geburtsstellung emporzuarbeiten. Meine gelehrten Freunde ausgenommen, die mich durchweg als ihresgleichen behandelten und nicht die schmerzende Sonde in mein Inneres hinabjunkten, betrachteten mich alle als einen Gegenstand der Neugier, die sie oft durch gar unzarte Fragen und Aeußerungen befriedigten. Dies hat mich mehr gereizt und empört, als mir jemals eine Schmeichelei wohlgethan. Fast jeder hatte sich im Vorwege von mir ein Bild gemacht, und ich bekam es fast immer mehr oder weniger unfein zu hören, daß ich diesem Bilde nicht entsprach. Schon meine äußere Erscheinung gab dazu Veranlassung, und ich ärgerte mich darüber. Weiß Gott, warum jedermann sich gedacht hatte, ich müsse aussehen wie ein kleiner, dicker, behäbiger Bauer. Nun aber bin ich über gewöhnliche Manneslänge, schmal, mit lebhaften Farben im Gesicht. „Also so sieht er aus!“ rief es aus einem Haufen Studenten laut, als ich zum erstenmal einem Trupp begegnete, und ich konnte es nicht lassen, ihnen meinen Aergers zu äußern.

Schlimmer stand's ums Innere, wo jedermann noch mehr getäuscht war. Wie oft trug mir jemand, mit großem Wohlwollen und Behagen mich belehrend, Dinge vor, die ich schon zwanzig Jahre vorher gewußt und längst wieder überwunden hatte. Und das Erstannen, wenn zufällig zu Tage kam, ich sei in der Sache bewandert, war mir ebenso unangenehm. „Also Sie kennen auch Käfer?“ sagte mir unser bekannter Voie, als ich zufällig in ein Glas guckte, worin ein Freund von ihm den Tag gesammelt und ich eine besondere Art Staphylinus bemerkte. „Also Sie kennen auch Geometrie?“ sagte mir Professor Hegewisch, als er mir gütig vorgeschlagen, ich möchte mich aufs Ingenieursfach werfen, das bringe Geld. So etwas kränkte mich bis aufs Blut, und ich nahm mir vor und hielt es, lieber mich belehren zu lassen über Dinge, die mir bekannt waren, als solche Ausrufe, in denen doch immer etwas vom Vorwurf der Enttäuschung lag, zu ertragen.

Noch in Bonn erlebte ich einen Vorfall, sogar unter Gelehrten, der mich furchtbar aufregte und ärgerte. Ich war bei meinem Landsmann, dem gelehrten alten Philosophen, Aristotelianer, Brandis, in der Familie abends, seine Söhne der Historiker und Orientalist, als Privatsekretär der Kaiserin Augusta leider für die Wissenschaft zu früh gestorben, und der ältere Botaniker dabei. Die älteren Glieder der Familie hatten bekanntlich Beziehungen in Kopenhagen, Brandis' Vater war Leibarzt des Königs Friedrich VI. gewesen. Zufällig kam auf den Physiker Derstedt, den ersten Entdecker der Beziehungen zwischen Electricität und Magnetismus, die Rede, dessen Werke ich sogar im Original kannte, ein Lehrbuch der Physik namentlich und seinen „Kand i Naturen“, der Geist in der Natur. Ueber dieses letztere äußerte ich mich abfällig: es enthalte nur etwas abgestandenen Schellingianismus, aufgepußt mit etwas neuerer Physik und scheinbarer Mathematik. Darauf Staunen des alten Herrn und wohlwollende Zurechtweisung, bis ich ihm, etwas aufgeregter schon, gezeigt hatte, daß ich Kant, Schelling und Hegel recht wohl kannte. Neues ärgerliches Staunen. Nun trat der Botaniker in die Arena und wies mich als Mann der Naturwissenschaft ein wenig in gebührende Schranken. Als ich replizierte, flüchtete er sich in die Physik und Mathematik, verwies mich auf meinen täglichen Tischfreund, den berühmten, früh verstorbenen Optiker Behr, und sagte mir direkt, ich möchte den einmal über strittige mathematische Punkte fragen. Da wurde ich zornig und sagte ihm, ich kenne diese Sachen selbst, brauche selbst in der Integralrechnung den nicht als Autorität, wie Behr ja auch wisse, der mein lieber Freund sei. Und im übrigen wolle ich ihm, Dr. Brandis, dem Botaniker, nur sagen, daß ich auch die ganze deutsche Flora, Kryptogamen eingeschlossen, und die Hauptwerke seiner Wissenschaft genau kenne, und mir ausbitten müsse, mich als seinesgleichen zu behandeln. Das gab eine höchst verlegene Scene, welche die Mutter zu beruhigen suchte, indem sie immerfort rief und mich dadurch immer mehr ärgerte: „Wie kommen Sie dabei! Wie ist das möglich!“

Ich war davon so konsterniert, daß ich den andern Morgen, als ich, wie täglich, Dahlmann besuchte, diesem die Sache haarklein erzählte und fragte, was dabei zu thun sei? Er lachte herzlich und sagte: „Das kommt von Ihrem Den-Mund-halten! Das haben Sie davon! Im übrigen ist es ganz gut, daß Sie wenigstens einmal um sich gebissen haben. Und nun folgen Sie nur der Einladung des Botanikers, Sonntag bei ihm zu essen.“ Das that ich, und ich sah wohl an dem liebenswürdigen Benehmen meines Wirtes, daß nur mein Schicksal schuld an dem wunderlichen Zwischenfall war. Ich lernte noch einmal, daß es kein zweifelloses Glück ist, sich über seinen Stand emporzuarbeiten und einen Namen zu erringen. Daß mir in Kiel unter eigentlichen Gelehrten nichts Aehnliches begegnete, das verdanke ich wohl Professor Müllenhoff, von dem es in der nächst über mich erschienenen Lebensskizze hieß: Professor Müllenhoff erkannte sogleich das Phänomenale in dieser Erscheinung (nämlich meiner Wenigkeit). Nächst ihm waren aber die Historiker Professor W. Nitsch und der Philosoph Professor Harms (beide kürzlich gestorben) meine hingebenden

Freunde. Nipisch hat mir nach Jahren einmal einen Brief aus Königsberg, wohin er versetzt worden war, geschrieben, der wohl das stärkste Lob ausdrückt, daß mir je zu Gesicht oder zu Ohren gekommen, namentlich auch dies, was ich wohl anführen darf, daß mein Quickborn ihm in einer Zeit der tiefsten Seelenschmerzen Heilung bereitet.

(Schluß folgt).



## Schutz den Altertümern!

Von

Friedrich Graf Schönborn. <sup>1)</sup>

Ein Reisender, welcher sich längere Zeit hindurch in einer einförmigen, reizlosen Gegend bewegt hat, erblickt auf einmal eine alte Kirche. Je näher er kommt, desto interessanter wird ihm der Anblick des alten Bauwerkes; seine Anlage und Ausführung fesseln ihn, er bestimmt den Stil und mit dem Stil das Alter; er betritt das Innere, bemerkt ein oder das andre Kunstwerk, einen Altar, ein Denkmal, ein Gemälde oder eine Schnitzerei. Er liest die Inschrift auf einem Grabstein, er studiert alles, was er an Ornamentik findet, sei es am Baue selbst, sei es an seiner inneren Einrichtung. Und je mehr er aufmerksam beobachtend und kombinierend in sich aufnimmt, desto reicher und erquickender strömt ihm geistiger Genuß zu. Es ist kein „Märchen aus alten Zeiten“, das da vor ihm steht, nein, es ist die alte Zeit selbst mit ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihren Kulturzuständen, so weit entfernt von uns und doch so lebendig für jeden, der geschichtlich sehen und fühlen kann!

Was von der alten Kirche gilt, das gilt von dem alten Palaste oder Stadthause, es gilt von den alten Brunnen, Denksteinen oder sonstigen Wahrzeichen; es gilt von dem Möbelstück wie von der alten Waffe, gar nicht zu reden von der alten Urkunde. Alle zusammen machen den kostbaren Bestand, den ehrwürdigen Schatz einer Stadt, eines Landes, eines Volkes, ja der ganzen Menschheit aus. Und es ist ganz undenkbar, daß ein alter Gegenstand, ein Produkt künstlerischer oder gewerblicher Arbeit, das gleich nach seiner Entstehung künstlerisch oder künstlerisch wertvoll war, seinen Wert mit dem zunehmenden Alter verliere. Dagegen giebt es unzählige Gegenstände, deren Wert in dem Maße steigt, in dem sie archäologisch interessant werden.

Man sollte glauben, daß wenigstens unter gebildeten Leuten eine Meinungsverschiedenheit über den kulturellen Wert des Altertums gar nicht aufkommen könne. Und wollte man von diesem Werte unbefangen und logisch auf das Maß der

<sup>1)</sup> Früherer österreichischer Justizminister.

Hörübungen in den Stand gesetzt wurden, in einiger Entfernung vom Ohere laut gesprochene Sätze zu verstehen.

So breitet sich also vor uns ein weites, reiches Feld humanitären Wirkens aus, und wenn auch das Bebauen dieses Feldes außerordentliche Mühe und Geduld, ja Aufopferung erheischt, so bieten dafür die Früchte desselben die schönste Freude und Genugthuung.

In kurzem möchte ich noch auf die Bedeutung der Hörübungen bei später erworbener Schwerhörigkeit aufmerksam machen, also in den so häufig vorkommenden Fällen von Hörschwäche infolge verschiedener Ohrenerkrankungen. Auch da lasse ich häufige Hörantregungen vornehmen, sei es durch methodische Hörübungen, sei es durch Auffuchen des gesellschaftlichen Verkehrs, Besuch vom Theater, durch Musik und so weiter. Das von Schwerhörigen so beliebte Zurückziehen vom gesellschaftlichen Leben ist nur geeignet, durch Unthätigkeit des Hörsinns dessen Erregbarkeit weiter herabzusetzen. Bei ungleicher Schwerhörigkeit an beiden Ohren pflegt der Schwerhörige nur sein besseres Ohr zum Hören zu verwenden, anstatt das schlechte Ohr zu häufiger Thätigkeit zu zwingen. Nie lasse man in das Ohr hineinschreien und meide möglichst das Hörrohr, da mit diesem leicht eine schädigende Erregung des Hörnerven, eine Uebertäubung desselben erfolgt, die, besonders bei wiederholter Einwirkung, einen weiteren Verfall des Gehörs herbeiführen kann. Welch schöne Erfolge auch in diesen Fällen von Schwerhörigkeit durch entsprechende Hörübungen zu erreichen sind, habe ich an einer großen Anzahl von Schwerhörigen erleben und bin überzeugt, daß die Hörübungen als ein wichtiges Mittel zur Bekämpfung der Schwerhörigkeit verschiedenen Grades allmählich zur allgemeinen Anwendung gelangen werden.



## Wie mein „Quickborn“ entstand.

Von

Klaus Groth.

(Schluß.)

Mit Müllenhoff begann nun bald eine lang anhaltende, eifrige Arbeit, deren Resultate in der Durchführung der Orthographie, dem Glossar und der Einleitung des Quickborn in den nächstfolgenden Auflagen vorliegen, die, ebenso wie meine eignen, wohl von den Nachfolgern unbesehen benuzt, aber nicht nach ihrem Werte anerkannt sind. Man spricht auch davon, als hätte es in der Luft gelegen. Und eben darum sei hier für die Nachwelt etwas davon erzählt, denn

seines Fleißes darf man sich rühmen, sagt Lessing. Müllenhoff und ich haben damals einen ganzen Winter durch, mehr als sechs Monate, täglich drei volle Stunden zusammen an jenen Aufgaben gearbeitet; außerdem hat Müllenhoff die sprachvergleichenden Nachweise zum Glossar und die Ausarbeitung der grammatischen Einleitung noch zu Hause vorgenommen. Er kam vom Oktober bis in den April regelmäßig mit dem Schläge fünf nachmittags zu mir und ging mit dem Schläge acht. Es war ein Opfer, das er und ich der Sache gebracht. Ein Rezensent mochte beim Erscheinen der dritten Auflage des Quickborn mit Recht sagen: Dies Buch sei mit einer Sorgfalt herausgegeben, wie es sonst nur mit alten Klassikern der Fall gewesen.

Für die plattdeutsche Orthographie hatte ich mir eine bestimmte Ansicht in meiner vieljährigen Arbeit herausgebildet, der auch Müllenhoff nach vergeblichen Versuchen, zu einer größeren Einfachheit oder Konsequenz zu gelangen, beistimmte. Man hat nachdem gut reden gehabt über plattdeutsche Schreibweise, entweder indem man behauptete, es gäbe keine geregelte und man schreibe, wie man wolle, oder indem man Ratschläge gab, wie dem Uebelstande abzuhelpen sei. Ich kann die Versicherung geben, daß auch kein einziger von allen Einfällen zur Aufbesserung der Mängel, wie sie entweder sich thatsächlich zeigten oder theoretisch vorgetragen wurden, nicht längst vorher von mir und später noch einmal von uns zusammen durchdacht worden ist, sie haben uns niemals etwas Neues gesagt. Die Herren haben alle ohne Ausnahme erst nach uns geschrieben, uns nachgeschrieben, soweit es ihnen paßte oder sie es verstanden, und dann kritisiert oder amendiert, ohne die umfassende Kenntnis eines Müllenhoff. Man vergeße doch nicht, daß es damals ein Buch in plattdeutscher Sprache, das einen weiten Leserkreis im Auge hatte, absolut nicht gab; wohl einzelne Gedichte, meinetwegen auch Sammlungen derselben, wie die von Bornemann oder Bärmann. Aber ich hatte plötzlich zu thun mit einem großen Publikum aus allen Ständen, wo gerade unter den Gebildeten niemand mehr plattdeutsch lesen konnte. Mit diesen hochdeutschen Lesern mußten wir rechnen; wir konnten nicht weiter kommen als zu einem erträglichen Kompromiß mit der hochdeutschen Orthographie. Ist es mir doch mehr als zehnmal bei meinem Erscheinen in Kiel von lebhaften Verehrern und Freunden meiner Muse gesagt worden: „Wir selbst können Sie nicht lesen; hätten wir unsre Kinder nicht, die nach der neuen Lautiermethode unterrichtet sind, wir stünden vor Ihrem Quickborn wie vor einem verschlossenen Buche.“ Ich selbst hatte noch Gerwinus einen Teil meiner Gedichte in konsequenterer Schreibweise zugehicht, aber schon ihm damals geschrieben, ich würde sie umschreiben, wie ich auch that. Die viel einfachere, konsequenter Orthographie der Niederländer war mir längst wohl bekannt, aber damals hätte ich mir die Heimat verschlossen und Holland-Belgien nur halb geöffnet, wenn ich ihrer Schreibweise gefolgt wäre. Dies muß einmal gesagt werden, namentlich den Naturalisten gegenüber, die von einer wissenschaftlichen Arbeit gar keine Vorstellung haben. Wer von ihnen über plattdeutsche Orthographie mit sprechen will, sollte erst den Beweis liefern, daß er Müllenhoffs

„Einleitung“ zum Quickborn gelesen und verstanden hat, ein Meisterwerk, das in den wenigen Druckseiten nur dem Kenner zeigt, welche lange Arbeit zweier hingebender Männer darin steckt.

Doch dies nur meines edeln Freundes wegen. Ein Dichter ist es eher gewohnt, daß man ihn benutzt, ohne ihm zu danken. Als Johann Meyers plattdeutsche Ditmarscher Gedichte eben erschienen waren, zeigte mir sie sein Verleger, der alte Campe, auch als der Heines zweifelhaft bekannt, mit den Worten: „Was sagen Sie zu meinem Johann Meyer?“ Ich blätterte in dem Inhaltsverzeichnis und erwiderte: „Was würden Sie sagen zu einer hochdeutschen Gedichtsammlung, deren Index lautet: „An Laura, Laura am Klavier, an die Freude, Der Gang nach dem Eisenhammer?“ — „Ah,“ sagte der Alte, „das muß ein Dichter sich gefallen lassen.“ — Ich selbst habe mich allerdings darüber gewundert, daß die Kritik darauf niemals aufmerksam gemacht hat. Die Ähnlichkeit reicht nämlich noch weiter, als bis auf die Gegenstände, die ich doch auch nicht gerade gefunden wie ein blindes Huhn die Körner.

Lieber erzähle ich dem Leser noch eine und die andre Episode aus jenem täglichen Verkehr mit meinem gelehrten Freunde. Mitunter, wenn ihm besonders etwas im Kopf und Herzen lag, erschien er auch mittags nach seiner Vorlesung. Ich hörte und erkannte schon seinen Tritt auf der Treppe. Mit dem Blick des Kurzsichtigen trat er ins Zimmer und war sogleich bei seiner Sache. Oft betraf es Stoffe, deren Bearbeitung er mir vorschlug. Einmal war er voll von dem Gedanken, ich möchte ein oder anderes „Bispill“ — eine Art Fabel — nach Art der mittelhochdeutschen Dichter machen. Er hatte auch einen Vorwurf im Kopf: wie ein Mann eine Kasse hat, sie ertränkt, da sie ihn mit Mäusen im Mittagsschlaf stört, und dafür nun durch Mäuse gestraft wird. Er hatte sogar den Anfang in Worte gefaßt: „De Mann de wul slapen“ oder dergleichen. Aber er könne mit der Form nicht fertig werden. Während er mir erzählte, entwarf ich in Umrissen das Gedicht, und als er langsam die Treppe herunterging, stand ich schon an meinem Bulte und schrieb mit eiliger Feder auf großem Bogen unter dem Titel: „Professor Müllenhoff sin Bispill“, das Gedicht, das im Quickborn vollständig gedruckt ist:

„De Mann de wull ligg'n,  
 De Kater wull sing'n.  
 Do neem he den Kater  
 Un smeet em int Water:  
 It wull di doch wiesen  
 Bul Herr in min Hüsen“ u. s. w.

In einigen Minuten war das Gedicht geschrieben, konvertiert und adressiert an Herrn Professor Karl Müllenhoff in Kiel. Damit sandte ich sogleich einen Boten auf einem näheren Wege über Wasser nach Müllenhoffs Wohnung, der auch richtig ernsthaft, nichts ahnend meinen Brief schon an der Hausthür beim Heimkommen empfing. Natürlich freute ich mich wie ein Spitz auf sein Erscheinen;

abends fünf Uhr zur gewohnten Stunde, hörte ich ihn wie gewöhnlich die Treppe heraufkommen, anklopfen und auf mein Herein! eintreten. „Das muß ich gestehen,“ sagte er, als ich ihm lachend die Hand gab, „Sie verstehen Ihr Handwerk!“ — „Ja,“ erwiderte ich, „man muß auch Gelehrten das mitunter einmal zeigen.“ Das Gedicht wurde buchstäblich abgedruckt. Es ist freilich gleichgültig, ob ein Gedicht schnell fertig geworden; wichtig ist allein, daß es gut sei. Ich habe an einzelnen kleinen Gedichten viele Jahre getragen, ehe ich den Griff dafür fand. Das bekannte „Min Zehann“ zum Beispiel hing sozusagen wie eine reife Frucht wohl fünf bis sechs Jahre vor mir am Zweig, aber immer wenn ich zulangen wollte, griff ich fehl. Wer Dichter ist, wird mich verstehen, wenn ich sage: daraus entstehen leicht halbe Gebilde. Es ist schwer, vom Zulangen abzustehen, und doch muß man warten. Als ich es endlich packte, war ich vom langen inneren Formen ohne Resultat so aufgereggt, daß ich es wie im Fieber niederschrieb, freilich mit dem befriedigenden Bewußtsein: nun sei es gefunden, und als es fertig da stand, liefen mir die Schweißtropfen am ganzen Körper hinunter.

Mein Buch erschien gerade zur Zeit der erneuten Dänentwirtschast. Ueber seine Wirkung sagt Professor Wiebing, selbst ein vertriebener Schleswig-Holsteiner, das folgende: „Zündend schlugen die Dichtungen in alle Herzen, bei Bürger und Bauer, bei Gebildeten und Ungebildeten, bei Kindern und Erwachsenen, überall fanden sie Wiederhall, und begeistert jauchzte das Volk, für das er gerungen, seinem Dichter seinen Beifall zu, der über Land und Leute und die traurige Wirklichkeit die Zauber seiner Poesie ausgegossen.“ Man wird es in späteren Zeiten kaum glauben, wie dumm und wie quälend damals die Maßregeln der Dänen in den gemischten Sprachdistrikten Schlesiens, zum Beispiel in Angeln, waren und wie verbittert dadurch die Bewohner. Darum sei hier ein Vorfall erzählt, der mich selbst und meine Stellung mit zeichnet. Ich fuhr einmal zu Wagen mit meiner Frau durch Angeln, zum Teil in der Absicht, ihr die Lage der Leute den Dänen gegenüber zu zeigen, die sie als geborene Bremerin gar nicht begriff und kaum glaubte. Wir bogen in Sch. . ., einem Kirchdorfe, in der offenen „Durchfahrt“ eines „Krugens“ (Wirtshauses) ein. Dort empfing uns der Wirt, ein kleiner Mann mit dem klugen Gesicht des echten Angeliters, sagte uns freundlich guten Tag und führte uns in das Wirtszimmer. Schon beim Eintreten fragte ich ihn nach dem Namen des Pastors im Orte. „Ik weet nich, wa he heet,“ sagte der Wirt mit völlig gleichgültiger Miene. — „Dat plegg man doch to weten op Dörpen,“ sagte ich. — Er: „Dat mag wul wesen.“ — Ich (indem ich mich im Zimmer umsaß): „Hier sind wul vel Blaue (dänische Gendarmen)?“ — Er: „Kann man nich jüs seggn.“ — Ich: „So, ik dach, man neem sik hier mit sin Wör in acht.“ — Er: „Dat deit man jümmer.“ — Ich: „Bi mi is't ävrigens nich nödig, ik heet Klaus Groth.“ — Er: „Sünd Se de . . . ! Hanjen heet de Kerl (er brauchte einen unparlamentarischen Ausdruck). Oh, Herr Groth!“ — Und nun griff er in eine Anzahl Schul- und Schreibbücher hinein, indem er oberflächlich hin

zeigte, daß es dänisch sei: „Dat Dreck schüllt unse Kinner lehrn!“ warf sie an die Erde und trat darauf, indem ihm die Thränen die Backen herunterließen.

\*

Mit Müllenhoff hatte ich, wie schon erzählt, für die Feststellung der Orthographie, für Glossar und grammatische Einleitung fleißig und aufstrengend gearbeitet, außerdem meinen ersten Band plattdeutscher Prosa geschrieben, die „Vertelln“. Man muß bedenken, daß es auch dafür galt den Ton zu finden, der nicht wie gegenwärtig in Mustern vorlag. Dazu eine Reihe Aufsätze in verschiedenste Blätter, durch die ich die Vorurteile gegen die plattdeutsche Sprache bei Laien und Gelehrten, namentlich auch bei den Lehrern zu bekämpfen suchte. Ich erreichte es, daß auf Lehrerkonferenzen und in Schulzeitungen lebhaft für und wider die Beibehaltung und Einführung der Mundart in dem Schul-, namentlich in dem Sprachunterricht gestritten wurde, daß Lesebücher Plattdeutsch aufnahmen, Anweisungen zur Benutzung der Mundart für den Sprachunterricht, zum Beispiel von Dücker und andern, erschienen und benutzt wurden, vor allen Dingen, daß die systematische Verfolgung des Plattdeutschen bei der Landjugend in den Schulen aufhörte und ein gewisser Respekt für die Volkssprache wieder eintrat. Sammlungen plattdeutscher Sprichwörter und Redensarten erschienen, Idiotiken und Wörterbücher. So sah ich mit Genuß mein Korn wachsen, das ich gesät. Aber es gab auch viel Arbeit, da man sich um Rat und Hilfe an mich wandte; ich hatte zu leiden vom Unverstände wie von Genuern. Genug, ich sehnte mich hinaus.

Für die vierte Auflage hatte mein Verleger Herr Maute den berühmten Illustrator der Heyschen Kinderlieder Otto Speckter engagiert, der mit wahrer Begeisterung ihm schon Proben von Bildern zum „Quickborn“ vorgelegt hatte. Speckter suchte mich im Sommer 1854 in Kiel auf und ging dann mit Empfehlungen von mir auf einige Monate nach Ditmarschen, um Studien zu machen und Skizzen aufzunehmen. Darüber muß ich der Nachwelt, die teil an mir nimmt, nach seinen lebhaften Erzählungen einige Anekdoten aufbewahren.

Speckter war ganz der Mann, mit den Leuten, die er in seinen Bildern so vortrefflich verewigt hat, als mit seinesgleichen zu verkehren. Er ging von Kiel zunächst über die Eider nach Tellingsted, meinem Jugendparadies, wo die meisten meiner Erzählungen spielen. Bei Verführe betrat er Ditmarscher Boden. Ein zufällig anwesender Bauer nahm ihn auf seinem Wagen mit. Natürlich fragte der den Maler aus, und Speckter machte kein Hehl aus seinem Vorhaben. „Also Se sünd de Mann, de vör ‚dat Vof‘ tekent,“ sagte der Bauer. Dies war, wie Speckter berichtet — und ich habe keinen Grund, seine Angabe zu bezweifeln —, die allgemeine Bezeichnung für den „Quickborn“ und seinen Illustrator. „Ja, danu kam’ Se man mit, Klaus Groth kenni wi all!“ In Tellingstedt wohnte Speckter bei meinem Better Paul Lindemann, in dem Hause meines verstorbenen Onkels, wo ich die fröhlichsten Tage meiner Jugend verlebte hatte, auf dem Schauplatze, wo „Hanne ut Frankrief“ spielt, wo ich den unglück-

lichen Peter Kunrad als Spieltameraden gekannt, wo damals noch mein edler Freund Pastor Petersen in dem alten Hause wohnte, das Specter nebst Pastor und Familie gezeichnet hat. Es ist jetzt, wie so vieles aus damaliger Zeit, verschwunden. Von seinen Erlebnissen dort sei eines erzählt.

Eines Tages kam ein blühend schönes, stattliches junges Mädchen zu ihm in meines Veters Haus mit der Frage: „Sünd Se de Mann, de vör dat Volk tekent?“ Und auf seine bejahende Antwort sagte sie: „Denn much ik mi ok gern teken laten.“ Er bemerkte ihr darauf, daß er es gern thäte, aber dann müßte sie einen breiten Strohhut aufsetzen und eine Milchtrage (en Dragg) umhängen. Dies that sie, und er machte seine Skizze. Nach einigen Tagen kam sie wieder und ließ sich das Bild zeigen. „Nam ik nu ok würllich in dat Volk?“ sagte sie dann lächelnd. „Denn künnt Se geern min Nam bischrieben, Herr Groth kenut mi ganz gut, ik heet Anna Peters.“ Ihr Bild schmückt „De Meltdiern“, doch muß ich bemerken, daß ich keine Erinnerung habe von der offenbar schmucken Anna Peters.

In Heide wohnte Specter bei meinem Vater. Er benutzte mehrmals ihn und andre Familienglieder für seine Skizzen. Doch suchte man keine Porträtähnlichkeit in den Bildern. Ich selbst erkenne allerdings wohl an gewissen Zügen in „Min Annamedder“, in „He sä mi so vel“ dunkel meinen Bruder Johann in der Soldatenmütze, Vater und Brüder doch kaum in „Berlarn“, wo das Mädchen, eine entfernte Cousine von mir, ein damals schönes junges Mädchen, etwas genauer dargestellt ist. Sie wird auch sonst benutzt sein, ebenso wie Johann. In „Bullmacht sin Iwechens“ guckt Otto Specter selbst, sehr kenntlich getroffen, durch das W der Initialen. Von Specters Erzählungen aus Heide will ich nur kurz berichten. Er sprach gern über seinen Aufenthalt in meiner Familie; von meinem Vater pflegte er wiederholt und mit besonderem Respekt zu sagen: er sei ihm immer vorgekommen wie ein wahrer Patriarch. In Heide gab es einen Schuster, den man wegen seiner Dicke allgemein den Speckschuster nannte. Seinen wirklichen Namen habe ich längst vergessen; der Name Speckschuster paßte mir in meinem „Fieler Fischtog“, und ich wandte ihn an, ohne eigentlich an seinen Inhaber zu denken. In der ersten Zeit nun des Bekanntwerdens meiner Gedichte suchte man, wie gewöhnlich, nach den Originalen der geschilderten Personen, besonders den komischen. Da hatte man es denn mit dem Speckschuster bequem. Anfänglich nun machten die Neckereien den biederen Mann zornig, sein Sohn hatte sogar gedroht, mich körperlich für meine Frechheit züchtigen zu wollen. Mit der Zeit aber fühlte der Schuster sich als eine Berühmtheit, und Specter konnte ihn auf dem Sonnabendsmarke ohne Gefahr sehen und zeichnen.

Eine Scene, die sich an die Zeichnung des damaligen Heider Armenhauses, meiner „Kumpelkamer“, knüpfte, erzählte mir mein Bruder Johann. Zu ihm kam ein alter Zusasse des Gebäudes, Detlef Ramm mit Namen, auf die Mühle und erzählte ihm entrüstet und betrübt, daß der Mann, der für Klaus sein Buch zeichnete und im Armenhause gewesen sei, ihn nicht getroffen und mitgezeichnet

habe, der er doch dazu gleichsam die Hauptperson sei. Der habe statt dessen den alten Sünder, den alten Kükke, genommen. Dieser Detlef Ramm spielt eine Figur schon in meiner Kindererinnerung. Ich habe ihn viel benutzt. Er ist eine der Hauptgestalten in der Erzählung „Op den Lüttenheid“, hat auch zu dem Alten aus dem Arbeitshanse im „Nothgeter“ geessen. Ich meine schon früher von ihm erzählt zu haben, sonst soll es noch einmal geschehen, da er es verdient.

In Nordhasted trat Speckter in den sauberen Gasthof des Dörfchens bei Herrn und Frau Kühl ein, indem er sich sogleich als Zeichner für den Quickborn kundgab. „So,“ sagte Gastwirt Kühl, „siind Se de Mann! Dat Bot hebbt wi ok.“ — Nun, bemerkte Speckter, dann möchte er es einmal hergeben. Kühl suchte nun, fand es aber nicht und sagte dann bezeichnend: „Dann ist es in der Schmiede,“ bekanntlich der Sammelplatz im Dorfe außer dem „Kruge“. Speckter hat nun, er möchte hinschicken und es holen lassen, wahrscheinlich um zu erfahren, ob der Mann nicht renommiere. Indem Kühl sich anschickte, jemand für den Zweck zu rufen, trat ihm ein zwölf- bis dreizehnjähriges Mädchen in der Thür entgegen. „Denn is't ni nödig,“ rief Kühl, „dat is min Dochder, wat wüßt Se weten (was wollen Sie wissen)? de weert utwennig (auswendig).“ Wenn in dieser letzten Aeußerung auch etwas Uebertreibung stecken mag, so beweist sie wenigstens, daß der Quickborn in dem Kreise wohl bekannt sein mußte. Als Speckter diesen Vorfall erzählte, war Professor Müllenhoff gegenwärtig und bemerkte: „Ich selbst bin allerdings im Stande, wenn der ‚Quickborn‘ verloren gehen könnte, ihn Wort für Wort aus dem Gedächtnis wieder herzustellen.“

\*

In Kiel führte mich das Schicksal einen Mann zu, oder, wie es in diesem Falle wohl richtiger heißt: führte mich das Schicksal einem Manne zu, der, nebst seiner Frau, auf meine äußeren und inneren Erlebnisse von nun an und für immer den größten Einfluß üben sollte, theils durch Umstände, größtenteils durch seine persönlichen Eigenschaften. Obgleich er fast ein Sechziger und ich schon ein Dreißiger war, so wurde unser Verhältnis sehr bald ein so inniges, daß es sich mir mit einem verwandtschaftlichen vergleichen läßt, wie wir uns denn bald als Onkel und Nefse bezeichneten, er mich mit Vornamen Klaus, ich ihn Ohm benannte. Es lag etwas geradezu Zärtliches in unserm Verkehr, unsrer Zuneigung, wenigstens ich meinerseits habe für ihn eine Art von leidenschaftlicher Verehrung gehabt, wenngleich seine Schwächen augenfällig waren und ich unter seinen Launen oft schwer zu leiden hatte. Er war ein reicher Kaufmann, Chef eines großen Weinhanfes in Cette in Frankreich, wohnte aber stetig in Hamburg und kam seiner leidenden Gesundheit wegen schon jahrelang im Sommer nach Kiel auf die Badeanstalt. Louis Koester ist sein Name.

Als ich im Sommer 1853 mit meinem lieben Bruder Johann nach Kiel kam, hatten meine Freunde, Müllenhoff wie immer an der Spitze, uns ein paar Stübchen auf der Seebadeanstalt verschafft, die etwas abseits vom Haupt-

gebäude in einem Schuppen eingerichtet waren. Dort zogen wir ein. Eine Holzstreppe führte, fast unmittelbar vom Rasen aus, hinauf. Der große leere Raum zur Seite, vortrefflich im Regenwetter geeignet zum Wandern, diente im Winter zur Aufnahme der Badekarren. Mitunter versammelten sich hier die Ellerbeter Fischer bei solchem Wetter, um unter Dach und Fach ihre Mahlzeit zu verzehren und ihre Geschichten zu erzählen. Ihre Boote lagen angepfählt eben hin vor Augen, das Ufer kaum zwanzig Schritte entfernt. Sie wurden natürlich bald alle meine Freunde und sind es geblieben. Welche Ruhe sonst, welche himmlische Stille! Aus meinen Fenstern sah man an den Kieler Hafen hinaus, links den Düsternbrod (Wald) ganz nahe, wie eine grüne Wölbung ansteigend, rechts Ellerbet, das Fischerdorf, und die Mündung der Swentine, zu Füßen ein großes Oval grünen Rasens, rundum den wohlgepflegten Fußsteig, Gruppen von Gebüsch, Bänke darunter, wandelnde und sitzende Gäste, Badekarren und Stege, alles so lautlos, daß man die plätschernden Wellen Tag und Nacht vernehmen konnte.

Unter den nicht zahlreichen und wenig auffallenden Badegästen hatte ich gleich vom Anfang meines Einzuges an einen älteren Herrn mit einer jungen Dame an Arm bemerkt, die sich durch Haltung, Kleidung, Bewegung und Manieren sogleich als feingebildete Leute auszeichneten. Beide waren hoch gewachsen, schlank, eher mager, sie gingen immer Arm in Arm, selten weiter als ums Rajenrundell. Die Dame war blaß, blond, von entschiedenen, schönen Gesichtszügen, offenbar dem alten Herrn blutsverwandt, Tochter oder Nichte. Er hatte im Gang und Wesen, mit grauem Haar und feinem Bart etwas von einem alten General. Er war sichtlich etwas leidend oder schwächlich. Seine Kleidung, die er oft nach der Witterung oder vielleicht nach Laune wechselte, war von Stoff und Schnitt ausgesucht untadelig, ohne auffallend zu sein. Seine Verwandte ging raffiniert einfach unter ihrem breitrandigen Sommerhut, den sie im Winde meistens durch ein Gummibändchen zwischen den Zähnen festhielt. Ihre ausgesucht zweckmäßige und zierliche Beschuhung fiel mir besonders auf. Ich hätte ihn für einen französischen Marquis mit seiner Tochter halten können. Ihm bei den Dienern der Anstalt neugierig nachzufragen, kam mir nicht in den Sinn; ich hatte nur das Interesse an ihm, das man an einem Bilde, einer Erscheinung hat.

Es sollte anders kommen. Noch war ich nur einige Tage dort und mein Johann zum Vater zu Hause gereist, als ich eines Morgens, im Sonnenschein vor der Thür meines Treppenaufgangs sitzend, den alten Herrn, offenbar suchend und in rascherem Schritt wandelnd, an mir vorübergehen sah. Unsere Augen trafen sich, und ich sagte ihm: „Ihre Tochter, die Sie wohl suchen, ist dort dem Wald zugegangen.“ Das Wort fesselte ihn. Er sah mich nun aufmerksam und teilnehmend an — ich mochte wohl eine klägliche Figur abgeben. Meine Freunde hatten mir auf meinen Wunsch nach damaliger Mode einen Schlafrock besorgt, den mir ein Schneider, aus schönem grünen Wollenstoff, um meinen engen langen Leib so eng zugeschnitten, daß ich mir selbst wie eine

Wurst in Grünspan vorkam — aber er war warm und angenehm. Dazu ein Gesicht, das in Magerkeit und zartesten Mädchenfarben meine Freunde und Aerzte bei mir auf Schwindsucht schließen machte — eine Photographie und eine Lithographie zeigen mir noch jetzt den Ritter von der traurigen Gestalt.

„Sie sind wohl leidend,“ sagte ihm Koefer schon in dem Tone, den ich später so oft von ihm gehört. Und als ich es bejaht und ihm erzählt, daß ich dort die Treppe hinauf im Schuppen wohne, bat er mich, mein Zimmer sehen zu dürfen, er wolle einmal nachsehen, ob ich es mir auch behaglich eingerichtet, Tisch und Möbel richtig gestellt, darauf verstände er sich. Er sei selbst leidend und im Leiden erfahren. So wanderten wir denn zusammen hinauf, und dabei erzählte er mir, die junge Dame sei seine Nichte, Tochter seines Bruders. Seine Frau sei übrigens auch hier, nur wegen Unwohlseins noch nicht herausgekommen. Dann stellte er Chaiselongue, Schreibtisch und Stuhl mit geschickter Hand nach Licht und Thüröffnung an den besten Platz und sah sich behaglich um. „Sie rauchen Zigarren?“ bemerkte er, indem er sich die meinigen anah, die nebenbei gesagt nicht schlecht waren, denn ich war Feinschmecker. „Ich habe bessere, darf Ihnen wohl einige herausschicken,“ was denn geschah — allerdings feine Ware. Und am andern Tage kam er mit seiner Nichte wieder, die er mir vorstellte, und so erfuhr ich seinen Namen, Louis Koefer. Dann brachte er seine Frau, und von nun an waren wir täglich zusammen.

Mein neuer Freund Koefer war geboren in Hannover, Sohn eines angesehenen Geistlichen (Superintendenten), der früh gestorben, seine Witve mit mehreren Kindern in beschränkten Verhältnissen hinterließ. Jung noch ging er nach Bordeaux in ein Wein-Engrosgeschäft und etablierte sich sehr früh mit einem ebenso jungen Freunde, klug und weitschauend, für eine Spezialität der Branche in Cette. Er hatte das Französische vollkommen erlernt, wie auch den feinen Chic und Tick des Landes in Manieren und Benehmen. Dadurch gewann er bald Kredit und Freunde, und das junge Handlungshaus blühte rasch empor. Seine Frau war die Tochter des Diplomaten Reinhold, geboren in Bern, als ihr Vater dort als niederländischer Gesandter fungierte, dann sehr jung mit ihm nach Rom übergesiedelt, wo sie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre in den Kreisen von Bunsen, Thorwaldsen und andern verkehrte. Sie war eine kleine, zarte Gestalt, mit einem Gesicht, das in ihrer Jugend ideal schön gewesen sein muß. Noch waren ihre veilschenblauen Augen damals ohnegleichen. Sie war eine der höchstgebildeten Frauen, die mir in meinem Leben begegnet sind, sprach Italienisch und Französisch wie ihre Muttersprache, war ernst, pflichttreu, das Ideal einer Frau, musikalisch zudem und für alle echte Poesie empfänglich. Leider war die Ehe ohne Kinder und die Frau etwas schwach dem nervösen Wesen ihres Mannes gegenüber. Liebe Frau Maria, wie habe ich dich lieb gehabt!

An Frau und Schwiegereltern hatte es der graziöse, gewandte junge Louis Koefer erst bemerkt, wo es ihm an wahrer Bildung fehle, und nun durch ernste und umfassende Lektüre nachgeholt, was zu erwerben war. Und in welchem Maße war es ihm gelungen! Als wir uns kennen lernten, war er durch seine

Kränklichkeit, mehr noch Hypochondrie vereinsamt. Ich führte ihn und seiner Frau sehr bald und mit bestimmter Absicht meine Freunde, die ersten Professoren der Kieler Universität, zu, und da zeigte sich immer, daß er an Bildung nicht nur ihresgleichen, sondern durch irgend etwas der Fürst unter den Patrs sei — mir zum Genuß, denn ich konnte seiner Liebe einen Kranz bieten, ihm zur Wohlthat, denn er kam wieder unter Menschen und zum Bewußtsein seines Wertes, das ihm in seiner Vereinsamung und Bescheidenheit fast abhanden gekommen. Bemerken will ich hier ein für allemal dabei, daß trotz seiner französischen Tournüre mein Ohm die Franzosen haßte, wie mir das von Leuten, die in Frankreich, gar in der Jugend, lange gewesen, dort Ausbildung für den Menschenverkehr, selbst Wohlstand erworben, nie vorgekommen. „Spitakelmacher!“ rief er zornig, sobald von ihnen die Rede war, und ich wußte, daß dies Wort alles Schlimme bedeute, was man von einer Nation sagen kann. Ich bin allerdings von meinen Freunden in Kiel, vor allen von den Professoren Müllenhoff, Ribick und Harns und von ihren Frauen, wie auf Händen getragen worden. Es lag nicht an ihnen, wenn ich nicht wie auf sammetnen Kissen ruhte und meine Glieder in Wohlbehagen dehnte. Ich war damals so zerschlagen, wie wohl wenig Menschen je in ihrem Leben gewesen sind. Man spricht von Märtyrern für ihr Ideal. Meistens kann man es der stammenden Menschheit aufzeigen, wie sie im Gefängnis gefessen, geschlagen, gekreuzigt worden. Das war allerdings bei mir nicht der Fall. Aber ich war für mein Ideal so vernichtet, daß ich für jede Anerkennung, für Freundschaft und Liebe zu schwach war. Wie oft habe ich gedacht, wenn sie mir Freundlichkeiten sagten: „Ach, wenn sie schwiegen! Was hilft es dir! Wozu?“ — Aber Ohm Koefer hatte dafür den Ton und die weiche Hand. Meine Nerven waren so abgespannt, daß ich das Essen fürchtete. Er setzte sich zu mir und sagte: „So viel dürfen Sie ohne Gefahr zu sich nehmen.“ Und dann diktierte er mir ein halbes Glas Wein dazu: „Lieber Klaus, dies ist hundertjähriger Malaga! Zwei Löffel! Trinken Sie!“ Und er saß, bis ich getrunken. Das hätte nicht Vater, Mutter, Bruder an mir thun können. Das verstand man nicht. Dazu gehörte freilich auch diese Unabhängigkeit und diese freie Zeit. Und das war für mich zuletzt die Hauptsache, daß ich sah und erlebte, wie die Familie ohne stündliche angestrenzte Arbeit, wie ich sie nicht anders kannte, ein behagliches, beschauliches, innerlich reiches Dasein führte. Ich kannte es nicht anders, als morgens gewaltsam geweckt zu werden und, bis man abends die Augen schloß, in angestrengtester geistiger Thätigkeit lebendig zu sein. Durch den Ohm und seine Familie lernte ich stille sitzen und stille sein; die damalige Seebadeanstalt Düsternbrok war dazu der geeignete Aufenthalt. Jetzt ist alles verändert, größtenteils zerstört und vernichtet. Die Anstalt selbst mit ihren freien Plätzen, zerstreut liegenden Gebäuden, stillen Gängen, alten Bäumen ist seit 1865 Kaiserlich Königlich Werft geworden und dem Publikum verschlossen. Auf einem kleinen, angrenzenden sumpfigen Wiesenraum, wo damals „Badeheinrich“ Kartoffeln baute, ist die jetzige neue Anstalt angelegt. Nachdem man den Grund

aufgefüllt, Bäume und Gebüsch gepflanzt, allerdings noch immer ein Schmutz in der Umgebung Kiels und ein vielbesuchter Erholungsort, aber nicht zu vergleichen mit der früheren. Der Düsternbroker Weg war zu der Zeit, von der ich spreche, eine fast einsame Allee, von der aus man auf jedem Schritt die Aussicht über den Hafen genoß. Jetzt verdeckt eine fast ununterbrochene Reihe von Häusern und Willen die freie Aussicht. Wenn man von der Stadt aus dem Schloßgarten kam, verkündeten nach den ersten tausend Schritten weidende Kühe durch ihr Glockengeläute, daß man in voller Einsamkeit und aus dem Bereich des geschäftlichen Treibens war. Nur am Morgen und am Abend kamen Leute zum Baden heraus, bei der geringen Anzahl alle bald bekannte Gestalten. Dann hörte man wohl Badeheirichs mächtige Stimme oder das Plätschern, wenn er auf dem alten „Hans“ ins Wasser ritt, die Badekarren für die Nacht aufs Trockene zu ziehen, sonst war es lautlose Stille. Die wenigen ansässigen Gäste zerstreuten sich auf dem weiten Raum so sehr, daß man jedem ausweichen konnte; auch mittags aßen wir für uns allein, ich sehr bald täglich zusammen mit Koefters. Nur Sonntags bewegte sich eine größere Anzahl Kieler und Fremder hinaus, Musik zu hören und Kaffee zu trinken, auch diese, ohne unsern Kreis zu stören. Die Erinnerung an diese Zeit der Ruhe, des Friedens, an die landschaftliche Schönheit, die kaum ihresgleichen hat — wenigstens habe ich auf meinen späteren vielen Reisen nichts Aunmutigeres gefunden —, eine Zeit, die sich lange Jahre jeden Sommer auf Monate wiederholte, entzückt mich noch jetzt und zaubert mir eine Zeit vor, in der jede Stunde poesievolle Gegenwart war. Mir fehlte nur eines: die Gesundheit. Oft bin ich, wenn der Mond auf dem stillen Hafen spielte und die Höhen jenseits silberu verschmolz, noch wieder aus dem Bette aufgestanden, wo ich mich, leicht ermüdet, frühzeitig gelegt, habe mein Fenster geöffnet und hinausgeschaut, halb traurig, halb glücklich, mit dem Gedanken: ‚Schau und genieß nur noch; wer weiß, wie lange dir es vergönnt ist.‘ Dann guckte mitunter wohl noch Thms blaßes Gesicht ängstlich herein: „Klaus, was machen Sie?“ — „Ach, ich blicke hinaus!“ Und wir schieden mit einem Gutenacht! — Wir wohnten nämlich bald schon wegen der Bequemlichkeit für den täglichen Verkehr Zimmer an Zimmer.

Besonders reizvoll und erquicklich waren die Frühmorgensstunden an dem einsamen, sonnenbeschieneuen Strande. Es wurde gehadet, mit dem Thm und „Großmutter“, so war die junge Nichte betitelt, ein Spaziergang gemacht, der Kaffee zusammen genossen, und dann ging jeder seines Weges. Ich botanisirte wohl in der Nähe umher, die damals reich an Strandpflanzen war, und zog auch die Damen, besonders Frau Koefters, mit in das Interesse. Oft wurde aus der Untersuchung von Blumen eine Stunde naturwissenschaftlichen oder philosophischen Vortrages. Der Mittag vereinigte uns wieder am gastlichen Tische, an dem auch oft Freunde, zumal Professoren, teilnahmen.

In dem Kreise meiner neuen Hamburger Freunde und auf diesem heimischen Fleck Erde, der Kieler Seebadeanstalt, lernte ich im Jahre 1857 auch meine spätere Frau kennen, Fräulein Doris Finte. Ihr Vater, Herr A. D. Finte,

Kaufmann in Bremen-Bordeaux, war ein Jugendfreund von Chm Koefer, der diese seine älteste Tochter auf den Knien gewiegt. Die junge Dame kam nach dem Tode ihrer kürzlich verstorbenen Mutter, die sie in langer Krankheit mit Hingebung und bis zur Erschöpfung ihrer eignen Kraft gepflegt hatte, zu ihrer Erholung zu Koefer's in Düsternbrof. Ich hatte das Amt, sie vom Bahnhofe zu holen, nicht ahnend, als ich die graziöse Gestalt zum ersten Male sah, wie nahe wir uns treten, wieviel Glück und noch mehr Leid wir in zwanzig Jahren engten Zusammenseins gemeinsam erleben sollten. Wir wohnten von da an sieben Wochen unter einem Dach und waren fast jede Stunde des Tages, allein oder in der Familie, ungetrennt zusammen, eine Zeit, hinreichend, uns gegenseitig gründlich kennen, achten und lieben zu lernen. Sie war damals fünfundzwanzig Jahre alt, ich achtunddreißig. Sie war anmutig von Person, grazios in ihren Bewegungen, gleichmäßig von Temperament, eine Dame von höchster Bildung, sprach vollkommen Französisch, Englisch, verstand Spanisch, auch Plattdeutsch so gut wie ich, da sie mit ihrem Großvater nur plattdeutsch zu sprechen pflegte. Sie war von vornehmer gesellschaftlicher Tournüre, dabei einfach und anspruchslos. Im geselligen Kreise ihrer Eltern in Bremen verkehrten die Ersten aus den Kaufmannsfamilien, Gelehrte, Künstler und Musiker. Sie selbst war musikalisch im besten Sinne des Worts, Schülerin von Karl Heinde und gelegentlich von Jenny Lind, mit der sie sich duzte. Im Jahre 1858 verheirateten wir uns. Schon 1864 erkrankte sie an einer Lungenaffektion. 1877 starb sie, nachdem ich noch versucht, sie durch einen Winteraufenthalt in Mentone und Cannes an der Riviera zu retten.



## Ein Besuch und Unterhaltungen im Atelier eines belgischen Meisters.

Von

Alfred Ruhemann (Brüssel).

Meister Charles Vanderstappen, dessen Name in Deutschland und Oesterreich seit den letzten Jahren bewundernd genannt wird, vereinigt seit Beginn dieses Winterhalbjahres die Würde eines Leiters der Brüsseler Akademie mit der Würde des schaffenden Künstlers. Seine Verehrer und Freunde befürchteten, daß die Uebernahme dieses schweren und verantwortungsreichen Postens die fernere Ausübung seiner Kunst beeinträchtigen könnte. Diese Furcht jedoch scheint grundlos zu sein. Die Stadt Brüssel, die das Patronatsrecht über die Akademie der Hauptstadt ausübt, hat dem Meister erlaubt, in den Räumen der Kunstlehr-